

Jürgen Osterhammel

## Fremdbeschreibungen: Spuren von „Okzidentalismus“ vor 1930<sup>1</sup>

Es ist weder theoretisch fragwürdig noch politisch anstößig, die Sozialgeschichte Europas als eine Binnengeschichte zu konzipieren. Aufmerksame und intellektuell redliche Empirie wird von selbst zu Problemzusammenhängen gelangen, an denen die schiere Sachlage die Untersuchung über die geografischen Grenzen des Kontinents hinaus treibt. Nur eine Identitätsideologie, die sich aus den Exklusionsmustern eines abendländischen Wir-Bewusstseins nicht zu befreien vermag, kann solche Erkenntnis vereiteln. Es bedarf keiner bemühten Hinwendung zum „Fremden“, um des Nicht-Europäischen in der europäischen Geschichte gewahr zu werden.<sup>2</sup>

Welche Frageansätze und Forschungsprogramme sind nun für solche Historiker denkbar und praktikabel, die den – heute mitunter „kosmopolitisch“ genannten – Willen aufbringen, die Grenzen des europäischen Kontinents zu überschreiten? Es ist wichtig, hier genaue Unterscheidungen zu treffen. Allzu oft verliert sich die gute Absicht in einem vagen Gerede von „Kontexten“, „Transgression“, „Hybridität“ und sonstiger, vor allem „postkolonialer“ Phraseologie.<sup>3</sup> Dies nährt leicht übertriebene Erwartungen, oft gerichtet an „außereuropäisch“, „transnational“ oder „global“ orientierte Historikerinnen und Historiker, Erwartungen, die dann rasch enttäuscht werden. Dies wiederum scheint die Vertreter eines traditionalistischen Zunftdenkens zu bestätigen, die sich von solchen angeblichen „Moden“ nie etwas versprochen haben. So ist man am Ende des Zirkels wieder beim Gewohnten und Sicherem angekommen:

- 1 Dieser Beitrag ist eine erheblich revidierte und erweiterte Fassung eines bereits separat gedruckten Vortrags: J. Osterhammel, *Europa um 1900: Auf der Suche nach einer Sicht „von außen“*, Bochum 2008. Wichtige Anregungen für die Überarbeitung verdanke ich Judith Schlehe (Freiburg i.Br.) und der von ihr geleiteten Arbeitsgruppe „Okzidentalismus“.
- 2 Vgl. auch D. Sachsenmaier, „Recent Trends in European History. The World Beyond Europe and Alternative Historical Spaces“, *Journal Modern of European History* 7 (2009), 5–25.
- 3 Dies ist nicht als Pauschalkritik am Postkolonialismus gemeint. Von einer attraktiveren Seite zeigt sich diese Richtung etwa bei S. Conrad/S. Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/M./New York 2002.

Binnengeschichten einer Nation oder des Kontinents bzw. „Kulturraums“ Europa.<sup>4</sup> Es ist der Hauptzweck dieses Aufsatzes, zu Realismus und Bescheidenheit zu mahnen und aus der Sicht eines von der „Peripherie“ her blickenden Historikers den Fachleuten für Innereuropäisches begreiflich zu machen, dass wir über viele der Fragen, die sich bei der Ausweitung des herkömmlichen Horizontes stellen, erst sehr wenig wissen, dass Forschungsprogramme großen Umfangs nötig sind, um nachholend den Wissensstand zu erreichen, der bei der Binnengeschichte Europas und seiner Länder selbstverständlich ist – den *Wissensstand*, nicht unbedingt den *Reflexionsstand*, denn auf dem Felde der transnationalen und globalen Geschichte muss sich die Theorie nicht verstecken, ist aber – was wissenschaftsgeschichtlich nicht überraschen kann – vielfach der historiografischen Praxis vorausgeilt.

## I. Differenzierungen

Vor allem in vier unterschiedlichen Weisen kann der Blick über die geografischen Ränder des Kontinents hinaus gerichtet werden:

1. als Untersuchung *imperialer Peripherien und ihrer Rückwirkungen* auf Europa – denn viele Gesellschaften Europas von Portugal bis Russland waren während des größten Teils des 20. Jahrhunderts, um mit Christophe Charle zu sprechen, *sociétés imperiales* oder zumindest von ihren kolonialen Souveränitätserweiterungen tief geprägt;<sup>5</sup>
2. als *vergleichende Kontrastierung* europäischer mit nicht-europäischen Sozialformen und Entwicklungspfaden zum Zwecke der deutlicheren Profilierung europäischer Besonderheiten;
3. als Befassung mit dem *Export* europäischer Menschen, Ressourcen, Ordnungsmodelle und Werte in ferne Natur- und Sozialräume;
4. als simulierte Verkehrung der Blickrichtung und vor allem als Nachvollzug und Analyse genuin *nicht-europäischer Außenperspektiven* auf Europa, die wir der Einfachheit halber – und ohne sogleich den Apparat der Systemtheorie zu übernehmen – hinfort als *Fremdbeschreibungen* bezeichnen wollen.<sup>6</sup>

4 Dazu weitere Bemerkungen in J. Osterhammel, „Europamodelle und imperiale Kontexte“, *Journal of Modern European History* 2 (2004), 157–81.

5 C. Charle: *La crise des sociétés impériales. Allemagne, France, Grande-Bretagne (1900–1940)*, Paris 2001.

6 Vgl. den wichtigen Sammelband J. Baberowski/H. Kaelble/J. Schriewer (Hg.), *Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentation sozialer Ordnungen im Wandel*, Frankfurt/M./New York 2008, wo aber „Fremdbilder“ eher als Faktoren der Identitätsbildung denn als Analyseraster verstanden werden. A. Kieserling, *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*, Frankfurt/M. 2004, hat zu Fremdbeschreibung relativ wenig zu sagen.

Diese vier Richtungen des Fragens lassen sich nicht ohne Mühe miteinander verbinden. Man sollte sie zunächst analytisch getrennt halten und erst zu einem späteren Zeitpunkt Verbindungen zwischen ihnen suchen. Es gibt eine Tendenz unter Europahistorikern, die zweite Problemstellung, also die Frage nach den Spezifika der europäischen Sozialgeschichte, vor den drei anderen zu privilegieren. Dieses starke Interesse hat die Debatte um den Vorrang von Vergleich oder Transferanalyse („Beziehungsgeschichte“) überlebt und kann sich in die große soziologische Tradition des Vergleichs zwischen „Kulturen“ oder (so die bevorzugte englische oder französische Bezeichnung) „Zivilisationen“ einordnen. Leider hält sich bei solchen Spekulationen über das Profil des europäischen Sonderweges in der Geschichte die Neigung von Europahistorikern, nach flüchtigster Befassung mit der nicht-europäischen Welt selbstgewiss die Behauptung aufzustellen, dort habe es viele oder alle der für Europa als markant und konstitutiv erkannten Merkmale gesellschaftlicher Organisation und kultureller Orientierung nicht gegeben. „Nur in Europa...“ beginnen die für solche Literatur charakteristischen Proklamationen. Dem Verständnis der Spezifika Europas, also solcher Merkmale, die von Europäern geteilt und daher (ein etwas tautologisches Argument) von Nicht-Europäern verschmäht werden, ist damit wenig gedient.

Von allen der genannten vier Analyseperspektiven ist der kontrastierende Vergleich zwar wissenschaftsgeschichtlich der älteste, zugleich aber auch der am schwierigsten zur Ausführung zu bringende Ansatz. Seit die Vorstellung stabiler, sich in historischer Zeit wenig verändernder Identitäten ins Wanken gekommen ist, ergibt sich die erste Hürde bereits bei der Frage, womit europäische Strukturen und Prozesse sinnvollerweise überhaupt verglichen werden können. Diese Frage trägt eine räumliche Note: „Die islamische Welt“, um ein anschauliches Beispiel zu geben, ist eine territorial überaus wandlungsreiche Größe, während China oder Japan im Laufe der letzten Jahrhunderte ihre Gestalt nicht oder wenig geändert haben. Die Frage hat weiterhin eine temporale Qualität, denn es gilt zu überlegen, ob der synchrone Vergleich stets die sinnvollsten Ergebnisse hervorbringt. Schließlich stellen sich Alternativen bei der Verwendung sozialwissenschaftlicher Terminologien, insbesondere vielfältige Möglichkeiten der Verkoppelung soziologischer, ethnologischer sowie von der Literaturwissenschaft herkommender kulturwissenschaftlicher Begriffsbildungen – ein theoretisch noch weithin unbeachtetes Feld, von dem man sich einstweilen wenig Hilfestellung für die historiografische Praxis versprechen kann.

Diese Probleme können hier nur angerissen werden. Vieles von dem, was leicht hin als „spezifisch europäisch“ bezeichnet wird, lässt sich jenseits binärer Gegensatzbildung als Abschattierung von Ähnlichkeit identifizieren, ohne dass man in ein nivellierendes Menschheitspathos verfallen muss.<sup>7</sup> Und wenn man einmal eine von

7 Die Ähnlichkeiten betont mit guten Beispielen (aber manchmal übertreibend) J. Goody, *The East in the West*, Cambridge 1996; ders., *The Theft of History*, Cambridge 2006.

beiden Seiten, der europäischen wie derjenigen der „Anderen“, empirisch gehärtete Liste europäischer Charakteristika beisammen hat, bleibt die Frage, was mit solchen Eigentümlichkeiten *erklärt* werden soll: der wirtschaftliche Spurt einiger Regionen in Europa, der im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert große Teile der übrigen Welt hinter sich ließ (heute international unter dem Problemtitel der „Great Divergence“ debattiert), der Aufstieg repräsentativ-demokratischer Regierungsformen, des Wohlfahrtsstaates oder der künstlerischen Avantgarde, die koloniale und imperiale Expansion – oder vielleicht etwas ganz anderes, nämlich die, wie es scheint, im Weltmaßstab ungewöhnlich hoch entwickelte Bereitschaft von Europäern zur kollektiven Gewaltausübung unter sich und gegen andere, jedenfalls im 20. Jahrhundert. Dies sind jeweils ganz unterschiedliche, auch politisch mit stark differierenden Wertungen versehene Problemstellungen. Um es etwas überspitzt zu sagen: Die Frage nach den Spezifika Europas ist kein Selbstzweck, sondern muss in präzise bestimmte Argumentationsabsichten eingebunden sein. Diese Absichten laufen nicht unbedingt auf die ebenso beliebte wie ideologieanfällige Selbstvergewisserung über die eigene „Identität“ in der Opposition zu dem hinaus, was als „nicht-europäisch“ teils erfahren und empirisch beobachtet, teils konstruiert und imaginiert wird.

Der Ausgangspunkt für die folgenden Überlegungen ist die einfache Vermutung, dass eine besonders aussagekräftige Klasse von Vergleichen jene bilden, die aus einer „exzentrischen“ Außenposition gezogen werden. Der „fremde“ Blick auf Europa ist immer schon kontrastiv, er kann gar nicht anders sein. Deshalb besteht eine Wahlverwandtschaft zwischen den Analyseansätzen Nr. 2 und Nr. 4. Anders gesagt: Nach der ethnologischen Sensibilisierung, wie sie die Historie seit den siebziger Jahren erfahren hat, sollte man Betrachtungen von außen besonders ernst nehmen und in ihnen eine eigene Form kulturellen Wissens anerkennen. Aber wie lässt sich die Suche nach solchen Fremdbeschreibungen mit Sozialgeschichte verbinden, wie weit auch immer man diesen Begriff fassen will? Wie verhalten sich die Impressionen von Reisenden und journalistischen Kommentatoren zur begrifflichen Strenge, die der soziologisch geschulte Sozialhistoriker sich auferlegt? In welchem Verhältnis stehen Selbstbeschreibungen und Fremdbeschreibungen zueinander? Diese Fragen werden im Folgenden nicht umfassend gelöst werden können. Wir bewegen uns im Schneckentempo auf ihre Beantwortung zu.

Mit der Frage nach einer „Sicht“ auf Europa scheint der Anschluss an Konstruktivismus, Semantisierung und jene kommunikationstheoretische Auflösung von Wirklichkeitsbezügen gefunden zu sein, die in den 1990er Jahren an Einfluss gewann, und damit ein weiterer Nagel in den Sarg der „Sozialgeschichte der Väter“ getrieben zu werden. Man muss allerdings keinen radikalen Bruch mit der wissenschaftlichen Vergangenheit vollziehen und kann die Geltungsansprüche der „neuen“ Kulturgeschichte durchaus differenziert und skeptisch beurteilen, wenn man sich auf Fragen einlässt, die der Kulturalismus zum Zentralstück seines Pro-

gramms gemacht hat.<sup>8</sup> Es soll hier versucht werden, ein Standardthema des *cultural turn* und, genauer, der *postcolonial studies*, in Richtung auf Sozialgeschichte umzusteuern. Dieses Standardthema wurde 1978 durch Edward Saids Buch *Orientalism* aus der Taufe gehoben.<sup>9</sup> Das war zunächst im Kern eine rhetorisch mitreißende Demontage des Objektivitätsanspruchs der europäischen Orientwissenschaften des 19. Jahrhunderts, daran anlagernd eine wütende Attacke auf die kulturelle Arroganz des Westens und schließlich auch noch, obwohl theoretisch eher unsubtil, eine Übung in angewandtem Foucault-Ismus. Seither hat es eine Unzahl von Studien zu dem gegeben, was – der Begriff stammt nicht von Said selbst – modisch *gaze* genannt wird. Wenige Themen interkulturellen Zuschnitts sind heute in der internationalen Welt der Kulturwissenschaften populärer als *the orientalist gaze* oder „der imperiale Blick“ – und die durch solche Blicke konstituierten „Identitäten“ und „Alteritäten“. Ganze Felder der Kolonialismusforschung sind mittlerweile gewissermaßen unter einem weichzeichnenden Gazeschleier verschwunden.

Die Umkehrung der Blickrichtung von Ost nach West, von Süden nach Norden, von Außen auf Europa hat in den letzten Jahren neben Theoriegewölk aber auch viele wertvolle Resultate gezeitigt.<sup>10</sup> Es sind zahlreiche Quellen, in erster Linie Reiseberichte und Texte aus der außereuropäischen Presse und Publizistik, seit dem späten 19. Jahrhundert entdeckt und übersetzt, ediert und interpretiert worden. Oft steht man noch am Anfang, und es ist sehr wahrscheinlich, dass noch viel neues Material gefunden werden wird. Die Untersuchung des „Orientalismus“, die im Widerspruch zu ihrem *politischen* Partisaneninteresse in *methodischer* Hinsicht eurozentrisch bleiben musste, erhält durch ein solches ex-zentrisches Fragen, das immer öfter unter dem naheliegenden Begriff des „Okzidentalismus“ operiert, eine neue Bedeutung und gleichsam einen frischen Kraftimpuls.<sup>11</sup> Europa und Nicht-Europa (womit meist

8 Eine berechtigte, konzise Kritik bei W. Steinmetz, „Von der Geschichte der Gesellschaft zur ‚Neuen Kulturgeschichte‘“, A. Wirsching (Hg.), *Oldenbourg Geschichte Lehrbuch: Neueste Zeit*, München 2006, 233–52, 248–50.

9 E. W. Said, *Orientalism*, London 1978, neue deutsche Übersetzung: *Orientalismus*, Frankfurt/M. 2009.

10 Die Forschung hat erst in den achtziger Jahren in größerem Stil begonnen. Einen ersten Überblick vermitteln Sammlungen wie S. B. Schwartz (Hg.), *Implicit Understandings. Observing, Reporting and Reflecting on the Encounters between Europeans and Other Peoples in the Early Modern Era*, Cambridge 1994; B. Eschment/H. Harder (Hg.), *Looking at the Coloniser. Cross-Cultural Perception in Central Asia and the Caucasus, Bengal, and Related Areas*, Würzburg 2004. Es gab aber einige immer noch wertvolle frühere Pionierstudien, z.B. I. Abu-Lughod, *The Arab Rediscovery of Europe. A Study in Cultural Encounters*, Princeton/N.J. 1963; A. Chih, *L'Occident «Chrétien» vu par les Chinois vers la fin du XIX<sup>e</sup> siècle (1870–1900)*, Paris 1962.

11 Zur ex-zentrischen Sichtweise vgl. J. Osterhammel, „Ex-zentrische Geschichte. Außenansichten europäischer Modernität“, *Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin 2000/2001*,

der nicht-weiße und nicht-christliche Teil der Menschheit gemeint ist) erkennen erst in der wechselseitigen Spiegelung, wer sie jeweils selbst sind. Wie der Anthropologe James Carrier es ausdrückt, geht es um „self-definition through opposition with the alien“.<sup>12</sup> Europa braucht Asien, Amerika, Afrika und die Südsee, ob nun fantasiert oder vielleicht doch auch manchmal in realistischer Erkenntnishaltung beobachtet, als seine mentalen Widerparts, und – das ist der „Okzidentalismus“ – umgekehrt kommt spätestens seit dem frühen 20. Jahrhundert fast niemand auf dem Planeten mehr umhin, sich mit „dem Westen“ oder genauer: denjenigen, die ihn repräsentieren, auseinanderzusetzen. Anders gesagt: Die europäische Moderne bestimmt sich selbst in Abgrenzung von einer Nicht-Moderne, die sie sowohl in der eigenen Vergangenheit als auch im angeblich „rückständigen“ Fremden findet, so wie nicht-europäische Visionen von Modernität zunächst einmal immer Reaktionen auf den „Westen“ sind, bevor sie, vielleicht, als *multiple modernities* eigene Formen gewinnen.<sup>13</sup> Man muss das von Fall zu Fall möglichst genau untersuchen, benötigt für solche Untersuchungen, anders als für die einseitige Enttarnung europäischer Kolonialisten und Rassisten, Kenntnisse beider (manchmal sind es sogar mehr als zwei) kultureller Sphären und wird mit Verallgemeinerungen zunächst sehr vorsichtig sein müssen. Es gibt nicht *das* chinesische, japanische oder westafrikanische „Europabild“.

Nun sind „Analysekonzept“ und, mehr noch, „Selbstbeschreibung“ viel engere und selektivere Begriffe als „Bild“, „Repräsentation“, „Diskurs“ und erst recht *gaze*. Denn nur ein sehr kleiner Teil von *gazes* aller Art sind von analytischer Qualität gewesen. Zu fragen wäre mithin:

1. Gibt es ergänzend zu den zahlreichen und komplexen Selbstbeschreibungen Europas im 20. Jahrhundert Fremdbeschreibungen? Unter welchen Umständen entstanden sie? Welche sind die wichtigsten und kann man sie irgendwie typologisch ordnen?
2. Ist für das Verständnis Europas etwas damit gewonnen, dass wir diese Fremdbeschreibungen zur Kenntnis nehmen?

---

Berlin 2002, 296–318.

12 J. G. Carrier, „Introduction“, ders., (Hg.), *Occidentalism. Images of the West*, Oxford 1995, 1–32, 3. Zu einseitig auf Feindkonstruktionen beschränkt sich ein oberflächliches Buch, das demselben Thema zu gelten scheint: I. Buruma/A. Margalit, *Okzidentalismus. Der Westen in den Augen seiner Feinde*. München 2004. Eine abermals andere Begriffsverwendung bei Chen Xiaomei, *Occidentalism. A Theory of Counter-Discourse in Post-Mao China*, Oxford 1995.

13 Vgl. S. N. Eisenstadt, *Die Vielfalt der Moderne*, übers. v. B. Schluchter, Weilerswist 2000; ders., *Comparative Civilizations and Multiple Modernities*, 2 Bde., Leiden 2003, bes. Bd. 2, 679–908; ders., „Multiple Modernities. Analyserahmen und Problemstellung“, T. Bonacker/A. Reckwitz (Hg.), *Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart*, Frankfurt/M./New York 2007, 19–45; T. Schwinn (Hg.), *Die Vielfalt und Einheit der Moderne. Kultur- und strukturvergleichende Analysen*, Wiesbaden 2006.

3. Haben zeitgenössische Europäer solche Fremdbeschreibungen gekannt und haben sie solche Urteile in ihre Selbstbeschreibungen einbezogen?
4. Welche Bedeutung hatten analytische Konstruktionen Europas oder „des Westens“ für ihre Urheber? Dies – die vielleicht interessanteste all dieser Fragen – hat freilich mit der Sozialgeschichte Europas direkt wenig zu tun.

Der Versuch einer Antwort auf diese Fragen wird sich nicht auf das ganze 20. Jahrhundert beziehen, sondern sich auf eine „lange“ Jahrhundertwende beschränken, die allerdings über den Ersten Weltkrieg hinausreicht. Das Thema soll und muss gewissermaßen in der Horizontalen breit angelegt werden und bringt es daher mit sich, dass Historiker, die sich ihm nähern, über ihren eigenen unmittelbaren Kompetenzbereich hinausgehen und auch Gegenstände berühren, die sie bloß aus der Forschungsliteratur kennen und zu denen die relevanten Quellen nur in Übersetzungen zur Kenntnis genommen werden können.<sup>14</sup> Ein großer Komplex, der in der Literatur eine zentrale Stellung einnimmt, wird ausgeklammert bleiben: das „Verstehen“ über kulturelle Grenzen hinweg, also Fragen interkultureller Hermeneutik, der Phänomenologie des Fremden, der Relativierung und Absolutierung von Werten, der Dämonisierung und Idealisierung des Anderen. In diesem Beitrag geht es nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem breiten Spektrum der Wahrnehmung von „Alterität“: um den „kalten“ Blick auf Europa, der sich im Wesentlichen solcher Denkmittel bedient, die entweder in Europa entstanden oder jedenfalls einem europäischen Publikum prinzipiell verständlich waren. Gemeinsam ist solchen Denkmitteln, dass sie Differenz nicht aufzuheben trachten, sondern sie bis zu einem bestimmten Punkt als Bedingung des Vergleichens voraussetzen.<sup>15</sup>

## II. Fremdbeschreibung als Illusion?

Fast alle Gesellschaften haben ihr eigenes *imaginaire*. Dem kanadischen Philosophen Charles Taylor zufolge, ist ein *social imaginary* „that common understanding that makes possible common practices and a widely shared sense of legitimacy“, damit unterschieden von etwas viel Speziellerem: *social theory*, einem sprachlich esoterischen Besitz einer kleinen Minderheit.<sup>16</sup> Im gesellschaftlichen Imaginären spielt das Fremde nahezu immer eine Rolle, in der Sozialtheorie *kann* es vorkommen, muss es

14 Wertvolle Grundlagen sind von einer transatlantischen Forschergruppe gelegt worden: S. Conrad/D. Sachsenmaier (Hg.), *Competing Visions of World Order. Global Moments and Movements, 1880s–1930s*, New York/Basingstoke 2007.

15 Zur grundsätzlichen Diskussion der damit verbundenen methodologischen Probleme vgl. I. Srubar/J. Renn/U. Wenzel (Hg.), *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*, Wiesbaden 2005.

16 C. Taylor, *Modern Social Imaginaries*, Durham, N.C. 2004, 23.

aber nicht. Ausgearbeitete Lehren vom Fremden, ganze Xenologien, finden sich selten, etwa im Barbarendiskurs der klassischen chinesischen Grenzpolitik. Selbstdeutungen Europas haben bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus immer wieder mit Gegensätzen zu Asien gearbeitet: westliche Monarchie versus östlicher Despotismus, dynamischer Kapitalismus versus stagnierende *oriental society* oder „asiatische Produktionsweise“, christliche versus islamische Zivilisation (seit dem 7. Jahrhundert der große Gegensatz unter den Religionen des Mittelmeerraumes). Die genauesten Bestimmungen von gesellschaftlicher Fremdheit sind aber nicht über ganz tiefe kulturelle Gräben hinweg entstanden, sondern in transatlantischer Beobachtung *innerhalb* des Okzidents. Gemeint sind Alexander von Humboldts Abhandlungen über die damals noch spanischen Kolonien Mexiko (1811) und Kuba (1825) sowie Alexis de Tocquevilles Bericht über die Vereinigten Staaten von Amerika (1835–40).<sup>17</sup> Diese Texte verdanken ihre Frische und Unerschöpflichkeit nicht allein der Genialität ihrer Verfasser, sondern auch dem Umstand, dass sie in einer Phase des Übergangs entstanden. Die alten Schematismen und Orthodoxien der Statistik und Staatenkunde waren ins Wanken geraten, zugleich die neuen Konventionen und Idiome der Soziologie noch nicht etabliert. Nur wenige Jahre später schaute sich ein Auguste Comte nicht mehr *in* der Welt um, er dozierte *über* sie. Die auf Augenschein vor Ort beruhende Proto-soziologie der beiden aufklärerischen Aristokraten Humboldt und Tocqueville – die 1859 im Abstand von drei Wochen starben – fand keine Nachfolge auf diesem Niveau.

In den 1870er Jahren entstand in Europa, kurz danach in den USA, innerhalb der Sozialtheorie ein disziplinärer Sonderdiskurs vom Fremden, die Ethnologie, später in manchen Richtungen auch Anthropologie genannt. Damit war die eigentliche *social theory* (im Sinne Charles Taylors) von der Beobachtung des Anderen weitgehend entlastet, trotz weiterwirkender Verbindungen zwischen Soziologie und Ethnologie bei Emile Durkheim und trotz der ganz und gar nicht schulbildenden Interessen Max Webers an den „Weltreligionen“ und den ihnen korrespondierenden sozialen Strukturen. Die Ethnologie stellte sich bald auf eigene theoretische Füße und verstand sich, etwa beim späten Bronislaw Malinowski oder bei Alfred R. Radcliffe-Brown, als Unterabteilung der *social theory*.<sup>18</sup> Seit 1920 hat es in den Sozialwissenschaften nur sehr wenige Autorinnen und Autoren gegeben, die sich mit westlichen *und* mit nicht-westlichen Gesellschaften befassten und wechselseitige Bezüge zwischen ihnen

17 A. v. Humboldt, *Studienausgabe*, hg. v. H. Beck, 7 Bde., Darmstadt, hier Bd. 3 (1992), 4 (1991); A. de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, übers. v. H. Zbinden, München 1976.

18 Vgl. G. W. Stocking, *After Tylor. British Social Anthropology, 1888–1951*, Madison, Wisc. 1995, Kap. 6–7.



herstellten, etwa Mary Douglas und Louis Dumont, der ebenso bedeutende wie umstrittene Interpret sozialer Hierarchisierung in Indien und Europa.<sup>19</sup>

Außerhalb der Ethnologie sahen die Sozialwissenschaften in Europa und Nordamerika daher wenig Anlass, sich Gesellschaften eingehender zuzuwenden, deren „common understanding“ (Charles Taylor) ein anderes als das des modernen (kapitalistischen) Okzidents war. Die Ethnologie ihrerseits war institutionelle *Fremdbeschreibung*, allerdings ohne jegliche Reziprozität. Sie wurde als europäische Wissenschaft exportiert. In den 1930er Jahren gab es einheimische Ethnologen in Japan oder China, die aber das in Europa Gelernte im *eigenen* Bereich anwandten. Die ersten Fallstudien in Malinowkis Manier über China wurden nicht von westlichen, sondern von chinesischen Ethnologen durchgeführt, und im japanischen Imperium, das nach 1895 ausgebaut wurde, fand die japanische Ethnologie ein reiches koloniales Betätigungsfeld. Aber eine umgekehrte, also eine reziproke Ethnologie entstand nicht: keine algerischen Feldforscher in Frankreich, kein Anthropologenteam aus Togo, das die Verwandtschaftsbeziehungen in oberschwäbischen Dörfern studiert hätte.<sup>20</sup> Selbst dort, wo sie nicht unmittelbar in koloniale Machenschaften verstrickt war, blieb die Ethnologie oder Völkerkunde eine hegemoniale Wissenschaft europäischer Provenienz, eine Wissenschaft, die sich der Asymmetrie ihrer Fundamente bewusst war, ohne sich eine Umpolung der Verhältnisse vorstellen zu können.<sup>21</sup> Nur deshalb konnte es so viel Aufregung verursachen, als sich der ethnologische Blick – jenseits von deutscher Volkskunde und sonstiger Folkloristik – in den 1970er Jahren endlich auch auf europäische Gesellschaften richtete: eine neue Weise verfremdender europäischer Selbstbeschreibung.

Das typisch europäische Strategem der *fingierten* Fremdbeobachtung am europäischen Objekt verschwand im späten 18. Jahrhundert. Schon die Hellenen hatten die Gestalt des skythischen Weisen Anacharsis genutzt, um sich im verkehrten Kommentar des „Barbaren“ vor Augen zu führen, was ein Außenstehender von ihren kulturellen Hochleistungen halten mochte.<sup>22</sup> Die Gattung der fingierten Briefe oder Berichte orientalischer Besucher Europas – Montesquieus *Persische Briefe* (1721), Oliver

19 Vgl. R. Fardon, *Mary Douglas. An Intellectual Biography*, New York/London 1999; L. Dumont, *Homo Hierarchicus. The Caste System and Its Implications*, Chicago/London 1980; ders., *Homo Aequalis*, 2 Bde., Paris 1977–91.

20 Eine Umkehrung des Blicks erfolgt erst in der Gegenwart, hauptsächlich durch Studien über Immigranten, vgl. etwa T. Hauschild/B. J. Warneken (Hg.), *Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart*, Münster/Hamburg 2002.

21 Das hat sich später geändert, vgl. H. Behrend/T. Geider (Hg.), *Afrikaner schreiben zurück. Texte und Bilder afrikanischer Ethnographen*, Köln 1998. Die Diskussionen darüber werden zumeist unter dem Stichwort „voice“ geführt. Vgl. etwa das Themenheft *Place and Voice in Anthropological Theory* der Zeitschrift *Cultural Anthropology* 3:1 (1998).

22 Vgl. J. S. Romm, *The Edges of the Earth in Ancient Thought. Geography, Exploration and Fiction*, Princeton 1992, 74–77.

Goldsmiths *The Citizen of the World* (1762) und José Cadalsos *Cartas Marruecas* (postum 1789) sind die bekanntesten und bedeutendsten Beispiele – erfreute sich im 18. Jahrhundert großer Beliebtheit; man hat etwa 150 Texte dieser Art gezählt. Vollkommen fantastisch waren solche Fremdkommentare nicht. Ein durch detaillierte Berichterstattung vorbereitetes Publikum verlangte ein hohes Maß an Plausibilität. Die Glossen der reisenden und spionierenden Türken, Perser und Chinesen mussten satirische Treffsicherheit mit *vraisemblance* der kulturellen Atmosphäre verbinden. Die Gattung verschwand aber im frühromantischen Exotisierungsschub der Jahre um 1800. Danach wurde dem zugereisten Fremden jener diagnostische Tiefblick nicht länger zugetraut, mit dem das Genre stand und fiel. Es blieb nur ein literarischer Trick, bis heute mitunter genutzt.

Trotz der Schwebelage der Gattung *Lettres Persanes* zwischen Fiktion und Faktizität haben wir es hier selbstverständlich mit keiner genuinen Außensicht zu tun. Man bewertet das heute gerne vorwurfsvoll als Autismus oder Selbst-Referenzialität eines kollektiv neurotischen Okzidents. Es lässt sich auch freundlicher deuten: Die Zivilisation des frühneuzeitlichen Europa nutzte in besonders hohem Maße den Erkenntniseffekt des Spiegels, Reflexivität im geradezu physikalischen Sinne. Sie besaß ein hohes Vermögen der experimentellen Selbstdistanzierung und der Imagination von Alternativen. Die Idee der Pluralität der Welten – im Kosmos wie auf Erden – war für sie von grundlegender Bedeutung. Erst neuerdings kehrt eine solche Vision unter dem Motto der *multiple modernities* wieder zurück und damit, so scheint es, auch eine gewisse Erwartung an den Außenblick auf Europa.

Ein solcher Außenblick, nunmehr kaum noch der Fiktionalitätskrücke bedürftig, ruht auf neuartigen epistemologischen – vielleicht auch nur rhetorischen – Grundlagen. War die Verstehenskraft der imaginären türkischen Spione oder der ins Zentrum der Zivilisation verpflanzten Tahitianer ihrer – wie Europäer es gerne wollten – voraussetzungslosen Naivität geschuldet, der Illusionslosigkeit des rousseauistischen Naturmenschen oder auch der überlegenen Vernünftigkeit des *andere*s Zivilisierten angesichts der zufälligen und leicht durchschaubaren Konventionen und Narreteien europäischer Kultur, so beziehen die heutigen Fremdbeobachter ihre Autorität aus einer unwiderstehlichen Verbindung von Insider- und Outsidertum. Intellektuelle meist indischer Herkunft – von Amartya Sen über Salman Rushdie bis zu Gayatri Chakravorty Spivak – werden als authentische Stimmen eines hegemonial marginalisierten Anderen respektiert, sind aber zugleich keine naiven Exoten mehr, sondern schlagen den Westen, wenn sie sich rhetorisch gegen ihn stellen, spielend mit seinen eigenen Waffen.<sup>23</sup> In diesem Solistenchor einer kosmopolitischen, indischstämmigen Intelligenz, neben dem einstweilen erst wenige Stimmen zum Beispiel aus Japan, China oder Afrika international vernehmlich zu hören sind, treffen wir zum ersten

23 Vgl. die Selbstaussagen in J. Assayag/V. Bénéï (Hg.), *At Home in Diaspora. South Asian Scholars and the West*, Bloomington/Ind. 2003.

Mal überhaupt auf eine Fremdbeschreibung des Westens, die dort als intellektuell ebenbürtig anerkannt wird.<sup>24</sup> Sie bedient sich freilich selten einheimischer, etwa indischer, Denkkressourcen (hier sind taiwanesishe und amerikanische Neokonfuzianer traditionsnäher), sondern argumentiert mit Freud, Heidegger oder Derrida.<sup>25</sup>

Können derlei Analysen von westlicher Modernität, in Cambridge, Chicago oder Berkeley erdacht, überhaupt noch als *Fremd*-Beschreibungen gelten? Bestätigt sich hier nicht in simpelster Empirie der Verdacht der Systemtheorie, nach dem Ende eines historisch kontingenten Subjekt-Objekt-Gegensatzes sei eine Position des unverstrickten Außen nicht mehr möglich, nur noch die „Hyperkomplexität“ von Selbstbeschreibungen, also, wie Niklas Luhmann feststellt, eine „Mehrheit von Auffassungen seiner [des Systems] *eigenen* Komplexität“?<sup>26</sup> Wenn man dies für die *Gegenwart* so sagen kann, dann gewinnt die lange Jahrhundertwende um 1900 eine besondere Bedeutung. Denn damals, in der Epoche des Hochimperialismus, wurden große Teile Asiens und Afrikas erstmals in die von Europa und Nordamerika aus gespannten Kommunikationsnetze inkorporiert, ohne von ihnen absorbiert zu werden. Die Attraktion des Westens war erheblich, zugleich auch der Widerstand gegen ihn. Die Netze – dies bleibt trotz Übernutzung die beste Metapher – wirtschaftlicher und kulturell-kommunikativer Globalisierung waren grobmaschiger als heute. Es gab noch Räume traditionalistischen Rückzugs, der sich nicht gleich zu „fundamentalistischer“ Radikalität steigerte. Mittelpositionen und Ambivalenzen zwischen totaler Verwestlichung und striktem Nativismus waren möglich, vielleicht sogar die Regel. Europäisch beeinflusste Bildungseliten, wie sie in Ostasien und Afrika erst nach den 1860er Jahren entstanden, lehnten sich anfangs noch an die alten Oberschichten grundbesitzender Notabeln (etwa im Nahen Osten) oder Mandarine (in China und Vietnam) an. Im Verhältnis zum Westen waren noch Positionen des Außen oder der auch gesellschaftlich abgesicherten Halbdistanz möglich. Wo findet man unter diesen Voraussetzungen Fremdbeschreibungen Europas?

24 Die lateinamerikanische Dependenztheorie der 1960er und 1970er Jahre war ein innerwestliches Phänomen und auch weniger eine Analyse der europäischen und nordamerikanischen „Metropole“ als der Auswirkungen asymmetrischer Beziehungen auf die lateinamerikanische Peripherie.

25 Ein Beispiel für eine Verbindung westlicher und östlicher Sozialesemantiken ist D. Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*. With a New Preface by the Author, Princeton/Oxford 2008, vor allem die Erläuterung des indischen Konzepts „adda“ (180–213).

26 N. Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1997, Bd. 2, 876.

### III. Orte und Medien des Außenblicks

Die Frage, die sich noch vor wenigen Jahren die amerikanische Frühneuzeithistorikerin Natalie Zemon Davis mit Blick auf die Frühe Neuzeit gestellt hat: „Could Europeans hear what indigenous people said to them? Did they understand it?“<sup>27</sup> – diese Frage trifft nicht unmittelbar das Problem der Zeit um 1900. Bei „indigenous people“ denkt man an die Afrikanerin im Gespräch mit dem Missionar, an den indischen Sepoy in dienstlicher Subordination unter seinen schottischen Offizier. Derlei Situationen waren auf dem Höhepunkt des europäischen Kolonialismus in großen Teilen der Welt alltägliche Wirklichkeit. Aber die Afrikanerin und der Sepoy hatten zwar, so vermuten wir, eine *Meinung* über jene Europäer, mit denen sie zurechtkommen mussten, richteten aber schwerlich einen *analytischen* Blick auf „Europa“. Untersuchungen zu Themen wie *Der Weiße im Spiegel der Farbigen* – so ein Buch des emigrierten deutschen Ethnologen Julius Lips (der Originaltitel von 1937 lautet schlagkräftiger: *The Savage Hits Back*) – helfen daher auf der Suche nach Analysekonzepten wenig.<sup>28</sup> Auch sollte man nicht vergessen, dass Hunderte von Millionen Menschen in Asien und Afrika selbst um 1900 noch nie einen Europäer gesehen hatten und eine noch größere Zahl nicht die geringste Vorstellung von den Verhältnissen in Europa gehabt haben dürfte. Die Suche nach einem Blick der Kolonisierten und Marginalisierten insgesamt führt also unter dem Gesichtspunkt analytisch gehaltvoller Semantiken nicht weiter. „Indigenous people“ mögen tiefe Wahrheiten über die Europäer, die sie kennenlernen mussten, gedacht und ausgesprochen haben. Als „Analysekonzepte“ können aber nur die Äußerungen von Intellektuellen gelten.

Solche Intellektuelle, kleine Gruppen von ihnen, gab es um 1900 auf allen Kontinenten. Sie allein kommen als Urheber elaborierter Fremdbeschreibungen Europas in Betracht. Die Suche nach einer Sicht „von außen“ muss daher mit einer Soziologie bereits europäisierter Intellektueller beginnen. Intellektuelle sind jedoch nicht von selbst scharfsichtige Beobachter und scharfsinnige Analytiker des für sie Fremden. Claus Offe hat gezeigt, dass Alexis de Tocqueville in den frühen 1830er Jahren die USA besser verstand als Max Weber, der das Land 1904 anlässlich der Weltausstellung von St. Louis besuchte, und dass drei oder vier Jahrzehnte später Theodor W. Adorno, allerdings unter der Sonderbedingung des erzwungenen Exils, weniger von Amerika begriff als Tocqueville und Weber und sich vom Kulturhochmut des deutschen Bildungsbürgers nicht zu befreien vermochte.<sup>29</sup> Viel äußerlich Bedingendes

27 N. Z. Davis, „Non-European Stories, European Listeners“, *Zeitsprünge* 7 (2003), 200–19, hier 200.

28 J. Lips, *Der Weiße im Spiegel der Farbigen*, München 1993. Vgl. auch F. Kramer, „The Otherness of the European“, *Culture and History* 6 (1989), 107–23.

29 C. Offe, *Selbstbetrachtung aus der Ferne. Tocqueville, Weber und Adorno in den Vereinigten Staaten*, Frankfurt/M. 2004. Wertvoll wegen seiner Systematik ist A. Schmidt, *Reisen in*

fließt also in Fremdwahrnehmungen und Fremdbeschreibungen ein. Und die besondere Objektivität eines *regard éloigné* von einem anderen Stern entpuppt sich als Illusion eines europäischen Objektivismus.

Wo könnte es um die lange Jahrhundertwende sozialgeschichtlich-soziologisch akzentuierte Europawissenschaft gegeben haben? Dazu fehlen noch brauchbare Studien. Hier nur einige vorläufige Andeutungen. Die frühe Soziologie in den USA war, auch über persönliche Kontakte, stark von europäischen Autoren beeinflusst: von Auguste Comte und Herbert Spencer, den beiden im 19. Jahrhundert weltweit bekanntesten Vertretern der neuen Disziplin, daneben von der deutschen Historischen Schule der Nationalökonomie und von christlichen Sozialreformern verschiedener Länder.<sup>30</sup> Trotz der Abhängigkeit von einem intellektuell dominanten Europa, die sich nach etwa 1930 abschwächen sollte, wurde die Alte Welt nicht zu einem vorrangigen Thema der frühen nordamerikanischen Soziologie. Man projizierte eine europäische Vision auf die *amerikanische* Gesellschaft und setzte dabei eigene Akzente: auf die Immigration und ihre Folgen, auf Erziehung, allmählich auch auf *race relations*.<sup>31</sup> Einige europäische und amerikanische Soziologen trafen sich um die Jahrhundertwende in einem gemeinsamen Interesse an den kulturellen Folgen der industriellen Gesellschaft. Es fehlte aber eine Analyse der *europäischen* kapitalistischen Entwicklung aus dezidiert amerikanischer Sicht.

Am ehesten findet man sie bei Thorstein Veblen, einem disziplinpolitisch einflusslosen Außenseiter des Faches, der uns heute als einer der zwei oder drei wichtigsten amerikanischen Soziologen der Jahrhundertwende erscheint. Veblen las Deutsch und Französisch, rezensierte europäische Literatur ausgiebig und originell und begann kurz vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs mit der Niederschrift seines Buches *Imperial Germany and the Industrial Revolution*, das dann 1915 erschien: ein einsamer Beitrag, aus dem keine Europeanistik in der amerikanischen Soziologie entstand.<sup>32</sup> Veblen trug eine „rationalistisch“ gemeinte Interpretation der gesamten Geschichte Deutschlands vor, die auf wolkige Annahmen über einen deutschen Nationalcharakter so weit wie möglich zu verzichten hoffte. Die Entwicklung Deutschlands nach

---

*die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997.

30 L. L. Bernard/J. Bernard: *Origins of American Sociology. The Social Science Movement in the United States*, New York 1965, die vor allem französische Einflüsse betonen.

31 M. D. Kennedy/M. A. Centeno, „Internationalism and Global Transformations in American Sociology“, C. Calhoun (Hg.), *Sociology in America. A History*, Chicago/London, 666–712, bes. 672–76.

32 T. Veblen, *Imperial Germany and the Industrial Revolution* [1915], Ann Arbor/Toronto 1966. Zu Veblens Interpretation der deutschen Geschichte vgl. J. P. Diggins: *Thorstein Veblen. Theorist of the Leisure Class*, Princeton 1999, 184–88. Ein Vergleich mit Werner Sombarts Amerikadeutung wäre lohnend.

1871, „a singularly striking, not to say unique, instance of exuberant growth“,<sup>33</sup> war in seinen Augen das Ergebnis geschickten Nachholens der englischen Industrialisierung und überhaupt der angewandten Technisierung von Wissen unter der Ägide eines autoritären Staates. Das Deutschland des letzten halben Jahrhunderts sei gekennzeichnet durch die Verbindung einer modernen Wirtschaft und einer ebenfalls modernen politischen Verfassungsordnung mit archaischen sozialen Institutionen (darunter dem „dynastic state“ der Hohenzollern) und einer „mittelalterlichen“ Gehorsamsmentalität. Mit solchen Argumenten wurde Veblen zu einem der ersten Vertreter von Thesen deutscher „Verspätung“ oder gar eines deutschen „Sonderweges“. Das originelle Buch wurde in Deutschland wenig beachtet und hat daher keine Wirkung als Fremdbeschreibung entfalten können. Der bedeutendste sozialwissenschaftliche Internationalist an der amerikanischen Jahrhundertwende war der Afro-Amerikaner W.E.B. DuBois, der in Berlin bei Gustav Schmoller und Adolph Wagner studiert hatte (und beinahe auch promoviert hätte) und der Europa vorzüglich kannte.<sup>34</sup> DuBois, heute vielfach als einer der wichtigsten frühen Soziologen in den USA betrachtet, richtete aber einen kritischen, europäisch geschulten Blick nicht auf Europa, sondern auf die Rassenfrage in den USA. Schon früh schrieb er auch über die Rassenschranke (*color line*) weltweit, sah also Europa im Zusammenhang mit seinen Kolonien.<sup>35</sup>

Der zweite Kandidat für Fremdbeschreibung ist Japan. Nur in Japan unter allen außereuropäischen Ländern hatte es seit dem frühen 18. Jahrhundert eine von Sprachexperten betriebene Holland-, später Europakunde (*rangaku*) gegeben. Nichts Vergleichbares findet sich in China, wo sich die Macht- und Bildungselite bis in die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts weigerte, den Westen ernst zu nehmen.<sup>36</sup> Nach der Landesöffnung 1853 und der Meiji-Restoration von 1868 unterzog sich Japan einem gigantischen Programm selektiver Selbstverwestlichung. Dazu musste der Westen genau studiert werden. Schon 1856 wurde ein auslandswissenschaftliches Forschungsinstitut gegründet, das anfangs „Büro für die Prüfung der Schriften der Barbaren“ hieß – beispiellos in der außerokzidentalen Welt.<sup>37</sup> Zwischen 1871 und 1873 begaben sich 49 der wichtigsten politischen Persönlichkeiten des Landes auf eine Erkundungsreise nach Europa und in die USA, vor allem an politischen Sys-

33 Veblen, *Imperial Germany*, 61.

34 D. L. Lewis, *W. E. B. Du Bois. Biography of a Race, 1868–1919*, New York 1993, 130–46.

35 Vgl. die Anthologie B. V. Mullen (Hg.), *W.E.B. Du Bois on Asia. Crossing the World Color Line*, Jackson/Miss. 2005.

36 T. Hutters: *Bringing the World Home. Appropriating the West in Late Qing and Early Republican China*, Honolulu 2005, 23.

37 Vgl. W. Schwenker, *Max Weber in Japan*, Tübingen 1998, 59. Zu den Anfängen der Sozialwissenschaften in Japan (jedoch ohne Berücksichtigung ihrer Institutionalisierung) vgl. auch A. E. Barshay, *The Social Sciences in Modern Japan. The Marxian and Modernist Traditions*, Berkeley 2004.

temen, Wirtschaft, Militär und Erziehung interessiert. Es entstanden umfangreiche Dokumentationen und Berichte zur internen bürokratischen Verwendung. Die Leitfrage war dabei immer: Was funktioniert wo warum, und was ist daraus für Japan zu lernen? Faszinierend sind die vergleichenden Beobachtungen dieser nach ihrem Leiter benannten Iwakura-Mission. Sie waren selbstverständlich nur für japanische Leser bestimmt.<sup>38</sup>

Ein solcher japanozentrischer Pragmatismus ließ jedoch keinen Raum für ein Interesse an Europa an sich. Die frühe japanische Sozialwissenschaft – 1893 wurde der erste soziologische Lehrstuhl geschaffen (und mit einem Spencerianer besetzt)<sup>39</sup> – hatte wenig Zeit für gelassene Fremdbeobachtung. Innerhalb ihres entstehenden institutionellen Rahmens stritten sich die Richtungen über autoritäre Sozialtechnologie versus liberal ermöglichtem sozialem Wandel. Die einen fanden den Bismarckstaat vorbildlich, die anderen Großbritannien und die USA. Der Subtext der Debatte war ein politischer.<sup>40</sup> Theoretisch ging es dann bald um die Einbeziehung Japans in die großen Fortschrittsnarrative der Moderne und um sein Verhältnis zur eigenen, vom konfuzianischen China geformten Tradition.

Man könnte hier fortfahren und von den Anfängen der Soziologie in China, Indien, Ägypten, dem Osmanischen Reich, Mexiko oder Chile berichten.<sup>41</sup> Jede dieser Geschichten wäre eine ganz besondere, von jeweils eigenen Denktraditionen, der Wahrnehmung von Gegenwartsproblemen und den Zufällen des Ideentransfers bestimmt. Das allgemeinste Ergebnis dürfte aber im Wesentlichen das gleiche sein: Die Sozialwissenschaften waren ein jeweils auf charakteristische Weise angeeigneter und angepasster Import aus Europa, ohne dass Europa zu einem ihrer bevorzugten Gegenstände geworden wäre. Es war Lieferant von Begriffen und Ordnungsschemata, auch

38 Manche dieser Quellen liegen in Übersetzung vor, etwa P. Pantzer (Hg. u. Übers.), *Die Iwakura-Mission. Das Logbuch des Kume Kunitake über den Besuch der japanischen Sondergesandtschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz im Jahre 1873*, München 2002. Zur Mission insgesamt vgl. I. H. Nish (Hg.), *The Iwakura Mission in America and Europe. A New Assessment*, Richmond/Surrey 1998. Vgl. auch S. Shimada, „Der Reisebericht der japanischen Delegation 1871–1873 – oder von der (Un)möglichkeit von einem Verkehrten Blick zu sprechen“, *KEA. Zeitschrift für Kulturwissenschaft* 2 (1991), 37–45. Chinesische Westkontakte waren viel bescheidener und auf niedrigerem protokollarischem Niveau angesiedelt, erbrachten aber ebenfalls bemerkenswerte Berichte, vgl. Chen Feng, *Die Entdeckung des Westens. Chinas erste Botschafter in Europa 1866–1894*, Frankfurt/M. 2001.

39 Schwentker, *Max Weber in Japan*, 63.

40 Schwentker, *Max Weber in Japan*, 64. Vgl. auch mehrere Beiträge in W. J. Mommsen./W. Schwentker (Hg.), *Max Weber und das moderne Japan*, Göttingen 1999.

41 Knappe Skizzen in: T. M. Porter/D. Ross (Hg.), *The Cambridge History of Science*. Bd. 7: *The Modern Social Sciences*, Cambridge 2003, Kap. 23, 25, 26–29; B. Gransow: *Geschichte der chinesischen Soziologie*, Frankfurt/M./New York 1992.

Maßstab zivilisatorischer Höherentwicklung, aber nicht Erkenntnisobjekt. Was an Europa interessierte, waren seine zivilen und militärischen Technologien, seine Entfesselung politischer Energie, seine handlungsleitenden Normen, seine Religion, die überall auf der Welt missionarisch in die Offensive ging. Wie die europäische „Gesellschaft“ beschaffen sei, war von sekundärer Bedeutung. Um Armut und soziale Frage in Europa kümmerte man sich wenig. Kognitiv kam das Problem hinzu, europäische Vorstellungen von Gesellschaft und vom Sozialen erst einmal verstehen und übersetzen zu müssen. Solche Konzepte, etwa die Trennung von Staat und Gesellschaft, das Auseinandertreten von öffentlicher und privater Sphäre oder die Säkularisation des Religiösen, waren vor dem Hintergrund konfuzianischer, buddhistischer oder islamischer Erfahrungen nicht leicht zu begreifen – und oft noch schwerer zu billigen.<sup>42</sup>

#### IV. Europäische Spiegelungen oder Erweiterung der Fragestellung?

Die Suche nach einem detachierten Außenblick auf Europa führt also in eine Sackgasse. Das war zu erwarten. Denn warum sollte man sich außerhalb Europas ausgerechnet mit der europäischen *Gesellschaft* befassen? Sie war in ihrem So-Sein auch deshalb relativ wenig interessant, weil gesellschaftliche Strukturen und Sinnorientierungen aus der Sicht von Eliten, die ihre Länder für die neue Welt des späten 19. Jahrhunderts überlebensfähig machen wollten, vergleichsweise schwer transferierbar waren. Staatseliten in Japan, China, Siam oder dem Osmanischen Reich hatten, unter Bedingungen eines informellen Imperialismus mehr oder weniger souverän, die klassischen Instrumente von Staatstätigkeit in der Hand: Gesetzgebung und Besteuerung. Sie nutzten sie zu Korrekturen an der alten Ordnung, in Japan mit der Abschaffung des Samuraistatus und anderer ständischer Markierungen sogar zur radikalen Neustrukturierung der sozialen Hierarchie. Mehr an Sozialtechnik war nicht möglich.

Manche gesellschaftlichen Eigentümlichkeiten Europas erschienen eher als problematische *Nebenwirkungen* autoritärer Selbststärkung: leistungsfähige Fabriken ja, aber möglichst keine interessenpolitisch selbstbewussten Unternehmer und Proletarier; moderne Schulen und Universitäten ja, aber bitte keine rebellische Intelligentsia; Rechtssicherheit in bürgerlichen Geschäften und die Herrschaft des Gesetzes (im Sinne von *rule of law*), aber auf keinen Fall eine unkontrollierbare parlamenta-

42 Eine musterhafte Studie ist D. R. Howland, *Translating the West. Language and Political Reason in Nineteenth-century Japan*, Honolulu 2002. Zu Begriffsimpporten von Europa nach Asien vorbildliche empirische Untersuchungen in: M. Lackner/I. Amelung/J. Kurtz (Hg.), *New Terms for New Ideas: Western Knowledge and Lexical Change in Late Imperial China*, Leiden 2001.



rische Repräsentation. Es ist heute noch (oder wieder) in China ganz ähnlich. Die Techniken und Mechaniken des Westens vom Staudambau über die Organisation einer Börse bis zum Aufbau großer Forschungseinrichtungen wurden und werden übernommen und angepasst, nicht aber zivilgesellschaftliche Elemente kultureller *software*. So entsteht etwas Neues, nicht bloß ein nachholendes Imitat europäischer Modelle, zum Beispiel eine bürokratisch korrumpierte, dabei privatkapitalistische Gesellschaft ohne *citoyens*, eine technologisch avancierte Informationsgesellschaft ohne politische Kritik, usw.

Europa war im Bewusstsein nicht-europäischer Eliten (im Folgenden wird nur noch an Asien gedacht, nicht länger an die USA) um 1900 omnipräsent, aber nicht primär als Konglomerat von Schichtungsmustern und Vergesellschaftungsformen, sondern als etwas Umfassenderes und schwieriger Greifbares: als „Westen“ oder „westliche Zivilisation“. Was dieses schemenhafte Wesen des „Westens“ ist, braucht hier nicht freihändig definiert zu werden. Man kann getrost den Quellen folgen. Danach bedeutete „Westen“ im 19. Jahrhundert zweierlei.

Zum einen handelte es sich um eine innereuropäische Kategorie metageografischer Klassifikation. Der Wirtschaftshistoriker Iván T. Berend hat in seinem Buch *History Derailed* (2003) gezeigt, wie außerordentlich stark die Anziehungskraft Nordwesteuropas für das gesamte Europa östlich von Berlin, Prag und Wien im ganzen 19. Jahrhundert war und wie obsessiv Ostmittel- und Osteuropäer ihren „zivilisatorischen Rückstand“ gegenüber einem reichen, dynamischen, kulturell kreativen „Westen“ vermaßen, der sich eher durch emblematische Orte als durch kartografische Grenzen bezeichnen lässt: die alles überstrahlenden und miteinander wetteifernden Metropolen London und Paris, zivilisatorische Sub-Zentren wie Amsterdam, Hamburg oder Turin, Bühnen mondäner Inszenierung wie Nizza, Spa oder Baden-Baden.<sup>43</sup> Auch aus der Sicht Skandinaviens, Spaniens oder Süditaliens lag im Viereck zwischen Südengland, der Île de France, Oberitalien und (seit 1871) Brandenburg das zivilisatorisch maßgebende Kraftzentrum der Weltentwicklung, kurz: der „Westen“.<sup>44</sup> Dasselbe galt zunehmend für die mentale Geografie aus der Blickrichtung von Istanbul, Beirut oder Kairo oder von einem Hispanoamerika her, das sich von Spanien gelöst hatte und im Orbit der USA noch nicht angekommen war.

Ein anderer Begriff des Westens bildete sich schon früh in Ostasien. Es ist dies die uns selbstverständliche Vorstellung vom nordatlantischen Okzident. Japan wurde 1853 von Kriegsschiffen der USA im Alleingang geöffnet, erst danach kamen die Bri-

43 I. T. Berend, *History Derailed. Central and Eastern Europe in the Long Nineteenth Century*, Berkeley/Cal. 2003, 5–40. Vgl. zur Kontrastierung von Entwicklungspfaden aus osteuropäischer Sicht beispielhaft E. Kingston-Mann, *In Search of the True West. Culture, Economics, and Problems of Russian Development*, Princeton 1999.

44 Vgl. etwa N. Moe, *The View from Vesuvius. Italian Culture and the Southern Question*, Berkeley/Cal. 2002; R. M. Dainotto, *Europe (in Theory)*, Durham, N.C. 2007, 172–217.

ten. Diese hatten in China den Opiumkrieg von 1839–42 ohne dritte Hilfe begonnen und gewonnen, doch schlossen die Vereinigten Staaten bereits 1844 ihren ersten Ungleichen Vertrag mit China ab. Den Seefahrern und Kaufleuten folgten bald Scharen von Missionaren. In Ostasien war die amerikanische Präsenz unübersehbar und wurde als Teil eines Gesamtkomplexes betrachtet, den man in China *xifang* nannte: wörtlich die „Westgegenden“ – da die USA östlich von China liegen, von Anfang an eine geografisch nicht für bare Münze genommene Nomenklatur.<sup>45</sup> Nachdem in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der Nordatlantik in politischer und kultureller Hinsicht breiter geworden war als im Zeitalter der atlantischen Revolutionen zwischen 1770 und 1830, führten Migration, Handel und Weltpolitik Europäer und Nordamerikaner zum Jahrhundertende wieder enger zusammen. Rassistische Vorstellungen von einer *Anglo-Saxon Race* und überhaupt der weltweiten Solidarität der Weißen zementierten das Ideologem vom nordatlantischen Abendland. Auch außerhalb von Ostasien verbreitete sich eine Auffassung des „Westens“, die Nordamerika einschloss. So waren im Osmanischen Reich, etwa im Libanon, amerikanische Missionsgesellschaften besonders aktiv. In den Kolonien freilich stand man seiner „eigenen“ Herrschaftsmacht gegenüber. „Europa“ – das bedeutete aus indischer Sicht Großbritannien, aus indonesischer die Niederlande, aus algerischer Frankreich.

Erweitert man das Suchprogramm von der engen Einstellung auf ausgearbeitete Fremdbeschreibungen auf dem Niveau zeitgenössischer Reflexion über das Politische und Soziale, also vom Aufspüren eines japanischen, ägyptischen oder türkischen Tocqueville oder Humboldt Europas,<sup>46</sup> auf die breiter sammelnde Suche nach nicht-westlichen Kommentaren über den *Westen*, dann fischt man quer über Genres und Disziplinen hinweg eine große Menge der unterschiedlichsten Standpunkte. Es ist sehr schwer, in diese Vielfalt der Konstruktionen vom „Westen“ eine typologische Ordnung zu bringen. Gemeinsam ist den meisten von ihnen, dass der Westen, der

45 Über weitere nicht-westliche Ursprünge der Idee des Westens vgl. A. Bonnett, *The Idea of the West. Culture, Politics and History*, Basingstoke 2004.; ders., „Makers of the West. National Identity and Occidentalism in the Work of Fukuzawa Yukichi and Ziya Gökalp“, *Scottish Geographical Journal* 118 (2002), 165–182; ders., „Occidentalism and Plural Modernities, or How Fukuzawa and Tagore Invented the West“, *Environment and Planning D: Society and Space* 23 (2005), 505–25; ders., „Rethinking Asia. Multiplying Modernity“, G. Delanty, (Hg.), *Europe and Asia beyond East and West*, London/New York 2006, 269–83. Westliche Sichtweisen auf den „Westen“ fasst knapp zusammen: C. L. GoGwilt, *The Invention of the West. Joseph Conrad and the Double-Mapping of Europe and Empire*, Stanford 1995, 220–42.

46 Ein Kandidat für diese Rolle wäre am ehesten ein ägyptischer Zeitgenosse Tocquevilles: K. Stowasser (Hg.), *Ein Muslim entdeckt Europa. Rifa' a al-Tahtawi: Bericht über seinen Aufenthalt in Paris 1826–1831*, München 1989. Zum Vergleich der beiden Autoren, die manches verbindet, siehe R. L. Euben, *Journeys to the Other Shore. Muslim and Western Travellers in Search of Knowledge*, Princeton 2006, 90–133.

gleichzeitig fern war (Mythos „Paris“) und doch zugleich nicht nur in den Kolonien konkret und nah, nicht *an und für sich*, sondern in seiner Wirkung auf das Eigene beurteilt wurde – nämlich als subversive Kraft.

Worin diese Subversion lag, darüber divergierten die Erfahrungen und Urteile. Kolonialregierungen griffen unweigerlich in bestehende Machtgefüge ein; Plantagen-, Bergwerks- oder Eisenbahnunternehmer krepelten die Wirtschaftsgeografie riesiger Gebiete um; Missionare mitsamt ihren Schulen unterminierten religiöse, meist patriarchalische und oft auch lokale politische Autorität. *Western learning* entwertete, was man für alternativlose Wahrheit gehalten hatte, und öffnete zugleich neue Wissensressourcen in Medizin, Technologie, Naturwissenschaft und Naturbeherrschung. Zuweilen kam es gemeinsam mit neuen Medien, mit Schriftlichkeit, Buchdruck und Pressewesen daher: eine massive Gleichzeitigkeit von Prozessen, zwischen denen in Europa Jahrhunderte lagen. Man spricht heute jenseits der in den Hintergrund verschwundenen Modernisierungstheorie von wenigem so viel wie von Moderne und Modernität und denkt dabei an Europa und vielleicht noch an die weltweite Diffusion europäischer Novitäten. Es sollte nicht vergessen werden, dass Europa Zeit hatte, sich an seine eigene Modernität zu gewöhnen. Selbst die Industrielle Revolution, wenn man weiter an sie glauben möchte, geschah nicht von heute auf morgen. In vielen Teilen Asiens und Afrikas hingegen traf das kulturelle Paket westlicher Modernität, mit Waffengewalt eskortiert, schockierend plötzlich ein. Niemand in Ägypten hatte 1797 die Soldaten und Wissenschaftler des Generals Bonaparte erwartet, die im folgenden Jahr landen würden, der größte Pessimist in Japan 1852 nicht mit dem Eintreffen riesiger Kriegsschiffe von der anderen Seite des Pazifik gerechnet. Die Invasion der Moderne war eine typische Erfahrung der *außereuropäischen* Welt. Fälle dieser Art häuften sich während der langen Jahrhundertwende.

Die Subversion durch den Westen konnte von Individuen und Gruppen ganz unterschiedlich erfahren und beurteilt werden: am einen Ende eines breiten Spektrums als existenzielle Vernichtung, am anderen Ende als Öffnung von Chancen der Befreiung, Bereicherung und des sozialen Aufstiegs. An dieser Stelle müssten nun, um dies zu verdeutlichen, Fallgeschichten erzählt werden. Stattdessen nur einige sehr vorläufige Verallgemeinerungen!

Trotz seiner in mancherlei Kriegen gegen Nicht-Europäer – etwa der Eroberung Algeriens nach 1830 – unter Beweis gestellten Aggressivität genoss (West-) Europa in Asien und in küstennahen Teilen Afrikas um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein hohes Prestige. Es stellte, sozialgeschichtlich gesehen, individuelle wie kollektive Rollenmodelle zur Verfügung, die weithin aufgegriffen wurden: neue Berufe wie der Rechtsanwalt, der westlich ausgebildete Arzt, der Journalist, also der ganze Bereich der *professions*, für den es bis dahin kaum eigene Vorbilder gegeben hatte.<sup>47</sup> Ein mit-

47 Solche Gruppen entstanden nicht nur in großen Kolonien wie Indien (vgl. M. Pernau, *Bürger mit Turban. Muslime in Delhi im 19. Jahrhundert*, Göttingen 2008), sondern auch

tel- und westeuropäisches Bürgertum mit eigenem Wertehimmel und ständischer Vergangenheit ließ sich als soziales Format kaum komplett transferieren. Es ist noch nicht einmal an den östlichen und südlichen Peripherien Europas zu einem dominierenden Sozialtypus geworden. Aber „Mittelschichten“, die sich oft auch so nannten und die sehr gut verstanden, dass sie einen sich neu öffnenden sozialen Raum zwischen grundbesitzenden Notabeln und Feudalklassen auf der einen, dem „Volk“ auf der anderen Seite zu füllen und zu gestalten begannen, solche *middle classes* formierten sich nun, am frühesten in weltoffenen Hafenstädten, in denen der politische Zugriff traditionaler Autoritäten und die kulturelle Verbindlichkeit von Orthodoxien geschwächt waren.<sup>48</sup> Im Zeichen eines, wie Cemil Aydin es genannt hat, *liberal civilizationism*<sup>49</sup> waren in den 1860er oder 1870er Jahren kleine Gruppen in Beirut und Bombay, in Osaka und Hongkong davon überzeugt, an einem in Europa ausgelösten, aber weltweit aufgegriffenen und fortgesetzten Prozess von Fortschritt und Zivilisierung teilzunehmen. Diese nicht-westlichen Bürger sahen sich weniger als Opfer des Westens denn als seine orientalischen Juniorpartner. Auch die Afro-Amerikaner, die in den Jahren der – dann 1877 abgebrochenen – *Reconstruction* nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg in politische Ämter und Honoratiorenwürden einrückten, gehören zu diesem Typus. Mindestens zweierlei hatten diese Gruppen mit (west-) europäischen Bürgern gemeinsam: ihre Erwerbsquellen nahe am Markt für Waren und mehr noch für Dienstleistungen *und* ihr moralisches Ideal der Respektabilität, das kein notwendig christliches war.

Solche Prozesse der, grob gesagt, Klassenbildung fanden nur in den Städten statt. Sie vertieften fast überall, wo sie abliefen, die Kluft zwischen Stadt und Land, zumal nirgendwo außerhalb kleiner bäuerlicher Exportsektoren die dörfliche Welt in diese frühe Modernisierung einbezogen wurde. In den 1930er Jahren haben Theorien der Dualwirtschaft dies präzise erfasst. Eine soziale Dynamik, die keineswegs ständig auf neue Impulse aus Europa angewiesen war, setzte sich auch über die 1880er Jahre hinweg fort, jedoch vielfach unter anderen Vorzeichen. Die Strahlkraft Europas, das selbst – außerhalb Großbritanniens – auf Distanz zum eigenen erklärten Liberalismus ging, verblasste in den 1880er Jahren, auch wenn Normen wie der Rechts- und Verfassungsstaat vielfach vorbildlich blieben. Dieses Verblasen lag vor allem an dem

---

in Enklaven wie in Westafrika vor dem Beginn der großen Eroberung Anfang der 1880er Jahre. Vgl. etwa P. S. Zachernuk, *Colonial Subjects. An African Intelligentsia and Atlantic Ideas*, Charlottesville, Va. 2000.

48 Vgl. etwa als vorzügliche Fallstudie über das osmanisch-syrische Aleppo: K. D. Watenpugh, *Being Modern in the Middle East. Revolution, Nationalism, Colonialism, and the Arab Middle Class*, Princeton 2005.

49 C. Aydin, „Beyond Civilization. Pan-Islamism, Pan-Asianism and the Revolt against the West“, *Journal of Modern European History* 4 (2006), 204–22, 206; vgl. auch ders., *The Politics of Anti-Westernism in Asia. Visions of World Order in Pan-Islamic and Pan-Asian Thought*, New York 2007, bes. 15–38.

gegenüber früher rabiateren Vorgehen der erobernden und kolonisierenden Europäer, an einem verschärften Wettbewerb zwischen Einheimischen und Europäern auf zahlreichen Märkten, an rassistisch motivierter Exklusion, Entmischung und neuer Hierarchisierung. Die hochviktorianische Europa-Euphorie war spätestens um 1890 weltweit vorüber. Mit Europas Selbstzweifeln nahmen gewissermaßen auch die „Fremdzweifel“ zu.<sup>50</sup> In den wenigen nicht-kolonisierten Ländern der Alten Welt versuchten Monarchen oder Staatsoligarchien die Antwort auf den Westen stärker unter ihre eigene Kontrolle zu bringen, erfolgreich in Japan und Siam, nicht ganz erfolglos im Osmanischen Reich unter dem autokratischen Sultan Abdülhamid II., ohne Erfolg in China und im Iran. Das war zumeist auch mit obrigkeitlichen (aus westeuropäischer Sicht: illiberalen) Solidaritätsstiftungen verbunden, die man nicht überall – etwa nicht in den Vielvölkerreichen der dynastischen Häuser Qing und Osman – als „Nationalismus“ bezeichnen sollte.

Dass sich Europa durch den Ersten Weltkrieg selbst entzauberte, ja, blamierte, ist oft bemerkt worden.<sup>51</sup> „La mission civilisatrice“, die wichtigste Rechtfertigung von imperialer Expansion in Europa überhaupt, ließ sich danach noch weniger überzeugend vertreten als zuvor. Es gibt eindrucksvolle Zeugnisse von asiatischen Besuchern, die nach Kriegsende Europa bereisten und Augenzeugen der Verwüstungen wurden, welche die „zivilisierte Welt“ unter sich angerichtet hatte.<sup>52</sup> Schon während des Krieges hatten Hunderte, vielleicht Tausende von Indern, Afrikanern und Chinesen Nachrichten von den Schlachtfeldern Europas in die Heimat geschickt.<sup>53</sup> Das waren Impressionen und Stimmungsbilder, keine Analysen größerer Zusammenhänge. Neu war, dass erstmals nicht allein privilegierte Intellektuelle, sondern Soldaten, Arbeiter und junge Studenten eigene persönliche Eindrücke von Europa gewannen. Ohne den Mythos „Europa“ und nach dem Erlebnis des Zusammenbruchs vormals einschüchternder Großmächte wie Deutschlands und des Zarenreiches konnten anti-koloniale Kämpfe unbefangener, beinahe sachlicher geführt werden. Viele in der kolonialen Welt hofften 1919 auf eine Entzweigung innerhalb des einst so monolithisch aussehenden Westens: dass nämlich Präsident Woodrow Wilson unter der Parole der

50 Grundlegend zu den Selbstzweifeln ist H. Kaelble, *Europäer über Europa. Die Entstehung des europäischen Selbstverständnisses im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M./New York 2001. Die Geschichte der Fremdzweifel muss noch geschrieben werden.

51 M. Adas, „Contested Hegemony. The Great War and the Afro-Asian Assault on the Civilizing Mission Ideology“, *Journal of World History* 15 (2004), 31–63.

52 Eine besonders wichtige Quelle ist der Europabericht des führenden chinesischen Intellektuellen an der Jahrhundertwende, Liang Qichao. Vgl. zusammenfassend D. Sachsenmaier, „Alternative Visions of World Order in the Aftermath of World War I. Global Perspectives on Chinese Approaches“, Conrad/Sachsenmaier, *Competing Visions of World Order*, 151–78, 167–70; G. Metzger, *Liang Qichao, China und der Westen nach dem Ersten Weltkrieg*, Berlin/Münster 2006, 108–17.

53 D. Omissi (Hg.), *Indian Voices of the Great War. Soldiers' Letters, 1914–18*, London 1999.

„Selbstbestimmung“ seinen europäischen – und japanischen – Verbündeten den Kolonialismus ausreden würde.<sup>54</sup> Wie vor allem Araber und Afrikaner zu spüren bekommen, geschah das Gegenteil: Das von Wilson zwar nicht erfundene, aber unterstützte Mandatssystem des Völkerbundes schuf Erziehungsprotektorate neuer Art.

Was hätte in den zwanziger Jahren für Nicht-Europäer an den europäischen Gesellschaften interessant sein können? Weshalb hätten sie sich der Mühe von Analysen und Fremdbeschreibungen unterziehen sollen? Die europäischen Problemlösungen der Nachkriegszeit flößten wenig Vertrauen ein. Die Aufmerksamkeit galt eher politischen Neubildungen wie dem Bolschewismus, der über die Komintern weltrevolutionär und anti-kolonialistisch tätig wurde, da und dort auch dem italienischen Faschismus, bevor er seine imperialistische Brutalität zu erkennen gab. Noch etwas anderes reizte an Europa mehr als früher: seine kritischen und dissidenten Intellektuellen, anders gesagt: die europäische Selbstkritik. Die große Marxismusrezeption in Asien begann eigentlich erst nach Weltkrieg und Oktoberrevolution. Auch gemäßigte Sozialisten wie George Bernard Shaw oder Bertrand Russell oder ein Pazifismus tolstoischer Prägung fanden dort nunmehr Bewunderer. Eine konservativ-kulturkritische Sehnsucht in Europa nach östlichen Weisheitslehren traf auf ein bewusst kalkuliertes asiatisches Angebot an ebensolcher „Spiritualität“. Europa habe den geistigen Bankrott erklärt, jetzt sei es an Asien, das Vakuum zu füllen oder einen gleichgewichtigen Beitrag zu ost-westlichen Kultursynthesen zu leisten.<sup>55</sup>

Ein kurzes Fazit: Spätestens seit den 1890er Jahren war es mit dem naiven Staunen von asiatischen Besuchern Europas vorbei. Der Charme älterer Texte, in denen sich exotische Reisende über die merkwürdigen Sitten und Gebräuche in Europa wundern, verflüchtigte sich. Der Verkehrte-Welt-Effekt wurde seltener, an die Stelle von amüsiertem Perplexität trat Bitterkeit über die eigene Herabsetzung in einem Klima des zunehmenden Rassismus. Je mehr man gezwungen war, die Europäer zu Hause als Kolonialherren zu erleben, desto weniger Überraschungen hielten die Metropolen bereit. Das Opernhaus in Hanoi war ein gar nicht so kleines Imitat der Pariser Garnier-Oper. Bestenfalls reiste man also von der Kopie zum Original, ganz und gar nicht in die Fremde.<sup>56</sup> Unter solchen Voraussetzungen fehlte selbst den aufmerksamsten ex-zentrischen Beobachtern der Wille zur abgeklärten Analyse Europas. In

54 E. Manela, *The Wilsonian Moment. Self-determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism*, Oxford/New York 2007.

55 Vgl. etwa D. Sachsenmaier, „Searching for Alternatives to Western Modernity. Cross-Cultural Approaches in the Aftermath of the Great War“, *Journal of Modern European History* 4 (2006), 241–60; zuvor schon: J. Osterhammel/N. P. Petersson, „Ostasiens Jahrhundertwende. Unterwerfung und Erneuerung in west-östlichen Sichtweisen“, U. Frevert (Hg.), *Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900*, Göttingen 2000, 265–306.

56 Hier wäre die wachsende Literatur zu „voyage-in“-Erfahrungen heranzuziehen, etwa A. Burton, *At the Heart of Empire. Indians and the Colonial Encounter in Late-Victorian Brit-*

unzähligen Variationen wurde die Auseinandersetzung mit dem Westen geführt. Immer ging sie vom Eigenen aus, war sie im Kern Selbstbehauptung.<sup>57</sup> Man war an Wissen *aus* Europa, nicht *über* Europa interessiert. Es gab auch keinen Grund, Europa moralisch und epistemologisch zu objektivieren.

Daher suchen wir die asiatischen Tocquevilles und lateinamerikanischen Humboldts vergebens, die großen Fremdbeschreibungen durch das andere Ende des Teleskops, die wir so gerne hätten. Aber woher dieser Wunsch? Dass die Wahrheit von außen offenbart werden möge, ist vermutlich eine *theologische* Hoffnung, dass an Peripherien und von Verlierern oft die hellstichtigere Geschichte geschrieben wird, eine Einsicht, die wir Reinhart Koselleck verdanken. Was dann noch bleibt, ist ein Rest von Narzissmus: dass wir so wichtig waren und sind, um von Anderen ganz besonders ernst genommen zu werden.

## V. Ausblick

Bis ins 19. Jahrhundert war der fremde und verfremdende Blick der von Reisenden: von vielen Europäern in aller Welt und wenigen Nicht-Europäern, die nach Europa fanden.<sup>58</sup> Die Chancen und Risiken der Fremdanalyse waren einigermaßen übersichtlich verteilt: hier die Gefahr von elementaren Missverständnissen (etwa wenn europäische Reisende die Funktionsweise von Tabus nicht begriffen und daher verwirrt vor dem durchaus konsistent oder gar „rationalen“ Handeln von „Wilden“ standen), dort der Scharfblick dessen, der sich durch gelebte Selbstverständlichkeiten nicht täuschen lässt. Im 20. Jahrhundert wurden die Dinge komplizierter. Zu der Situation des Reisenden traten weit verbreitete andere Beobachtungspositionen hinzu. So wurde etwa als Folge der Intellektuellenvertreibungen durch Kommunismus und Faschismus das Exil zu einem Ort der Wissensproduktion. Ganz neu war dies selbstverständlich nicht. Der Earl of Clarendon schrieb seine Geschichte des englischen Bürgerkrieges (postum 1702–1704), eines der größten Geschichtswerke des 17. Jahrhunderts, an seinem französischen Zufluchtsort. Aber erst im 20. Jahrhundert flohen große Teile der geistigen Elite einiger Länder in die Emigration. Die russische, deutsche oder chinesische Geschichte wurde im 20. Jahrhundert in bedeutendem

---

*ain*, Berkeley/Cal. 1998; J. Schneer: *London 1900. The Imperial Metropolis*, New Haven, Ct./London 1999; P. Blanchard/E. Deroo/G. Manceron, *Le Paris noir*, Paris 2001.

57 Vgl. den wichtigen Sammelband I. Amelung, et al. (Hg.), *Selbstbehauptungsdiskurse in Asien: China – Japan – Korea*, München 2003.

58 Mehr zu dieser „epistemischen Konstellation“ bei: J. Osterhammel, „Distanzerfahrung. Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert“, H.-J. König/W. Reinhard/R. Wendt (Hg.), *Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung*, Berlin 1989, 9–42.

Ausmaß von Russen, Deutschen und Chinesen außerhalb der Grenzen ihrer eigenen Länder geschrieben, vorwiegend in den USA. Ein zweiter Faktor, der die Soziologie der Fremdwahrnehmung und Fremdbeschreibung geprägt hat, ist der weltweite Siegeszug der europäisch-nordamerikanischen Sozialwissenschaften. Davon kann man spätestens seit der Mitte des Jahrhunderts sprechen. Fortan waren die dominanten Idiome der Gesellschaftsanalyse westlicher Provenienz. Dazu gehörte der Marxismus, der nicht nur in staatssozialistischen Ländern, sondern zeitweise auch in Westeuropa, Lateinamerika oder – eine paradoxe Auffälligkeit – an den Universitäten des politisch konservativen Japan eine große Rolle spielte. Mit den Idiomen waren bestimmte Weisen des Fragens und Hinsehens verbunden, von denen aus kein Weg zurück zur genuinen oder gespielten Naivität reisender Erstentdeckungen führte. Fremdbeschreibungen, ob nun sozialwissenschaftlich, historiografisch oder in einem freieren Sinne zeitdiagnostisch, waren an die Denk- und Ausdrucksweisen eines sich globalisierende Diskurses gebunden. Parallel zu Realprozessen gesellschaftlicher Verwestlichung, abermals insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg, führte dies dazu, dass kaum noch Standorte und Erkenntnishaltung eines authentischen, nicht durch Globalisierungseffekte berührten Eigenen möglich waren. Die heutigen indischen Stars des kulturwissenschaftlichen Medienbetriebs sind keine staunenden Entdecker des Westens mehr, sondern Meisterspieler mit einem kosmopolitischen Repertoire, zu dem neben vielen anderen Rollen auch die des indischen „Anderen“ gehört.

Analysekonzepte lassen sich daher im Laufe des Jahrhunderts immer schwieriger entlang der Linien eigen/fremd oder innen/außen sortieren. Der biografisch Fremde muss dies nicht auch mental und kognitiv sein. Einzelne akademische Kulturen, allen voran die US-amerikanische, haben eine außerordentliche Assimilationskraft bewiesen. Wo also wird man im 20. Jahrhundert jenseits seiner frühen Dekaden, auf die sich dieser Beitrag konzentrieren musste, analytische Zugriffe auf Europa „von außen“ finden? Einige der frühesten und bedeutendsten Analysen des nationalsozialistischen Herrschaftssystems und seiner Voraussetzungen sind in den USA entstanden, durchaus nicht allein als Arbeiten deutscher Emigranten (Franz Neumann, Ernst Fraenkel), sondern auch als Studien von Nachfolgern Thorstein Veblens, die sich, eine Minderheit unter den amerikanischen Soziologen, für die Welt außerhalb der USA interessierten. Man denke etwa an Talcott Parsons' einsichtsvollen Aufsatz „Democracy and the Social Structure in Pre-Nazi Germany“ aus dem Jahre 1942.<sup>59</sup> Auch frühe Deutungen des Stalinismus entstanden im Ausland, konnten eigentlich *nur* dort entstehen, so etwa das Stalinbuch des französische Sozialisten Boris Souvarine (1935);<sup>60</sup>

59 Übersetzt in: T. Parsons, *Beiträge zur soziologischen Theorie*, hg. v. D. Rüschemeyer, Neuwied/Berlin 1964, 256–81.

60 B. Souvarine, *Staline. Aperçu historique du bolchévisme*, Paris 1935. Konrad Heiden schrieb seine berühmte Hitler-Biographie im schweizerischen Exil: *Hitler. Eine Biographie*, Zürich 1936.



Leo Trotzki's Analysen, die er im norwegischen und mexikanischen Exil schrieb, changieren ununterscheidbar zwischen Selbst- und Fremdperspektiven. Ein weiteres umfängliches, noch nicht hinreichend aufgearbeitetes Feld wären die kritischen Studien asiatischer, afrikanischer und karibischer Intellektueller zum europäischen Kolonialismus während der Epochen seiner Spätreife in der Zwischenkriegszeit und seines Niedergangs nach 1945. Deutlicher als sonst bringen Fremdbeschreibungen hier Opfererfahrungen zum Ausdruck. Aber die besten dieser Analysen sind mehr als Anklagen und Dokumentationen von Unterdrückung und Leid; sie dringen zu Wahrheiten über Europa vor, die im toten Winkel aller Selbstbeschreibung liegen. Zugleich wurden sie niemals verfasst, um Europäern den Gefallen tieferer Selbsterkenntnis zu tun. Immer sind bei ihnen Visionen einer eigenen Zukunft ohne und neben Europa mitgedacht.<sup>61</sup>

---

61 Nur ein – afrikanisches – Beispiel: J. Riesz, *Léopold Sédar Senghor und der afrikanische Aufbruch im 20. Jahrhundert*, Wuppertal 2006, sowie die knappen Bemerkungen bei C. Roche, *L'Europe de Léopold Sédar Senghor*, Toulouse 2001, 102–12.